

# DIE RECHENMASCHINE EMANUEL STEINER

Von  
MATTHEO QUINZ

*Vor dem Auftreten*

Er kommt aus dem Büfett und steuert, den fetten Nacken gesenkt, über den Hof der Scala auf den Bühneneingang zu, an Okitos, dressierten Enten und dem Auto des Ausbrecherkönigs vorbei. Die Unterlippe, wie von einem Schlagfluß gelähmt, hängt noch läppischer nach unten als während seiner Produktion auf der Bühne, und der Blick der Augen schwimmt desperat ins Leere. Er hat die schwammigen Hände geballt und verdreht, in der übertriebenen und verkrampften Art, in der Damenimitatoren auf schlechten Tingeltangelbühnen schüchterne Jungfrauen darstellen. Ich spreche ihn an, und während der nächsten Minuten, in denen wir uns für später verabreden, hält seine moluskenhaft weiche, warme Tatsche meine Hand umklammert, läßt sie nicht los, als wäre ich ein alter, lieber Freund, von dem er Abschied zu nehmen hat auf lange Zeit, und dessen physische Nähe er auskosten will bis zur letzten Sekunde. Dabei starren die Augen verschwommen und ausdruckslos weit weg ins Nichts.

*Nach dem Auftreten*

Gegenüber der Scala ist eine kleine Bierkneipe, in der die Artisten nach der Vorstellung verkehren; auch das internationale mondäne Tanzpaar, seines eleganten Nimbus entkleidet, erholt sich hier vom Black-Bottom bei Patzenhofer, Eisbein und Sauerkohl. Emanuel

Steiner sieht aus, als hätte er selbst so eine Kneipe irgendwo in Galizien, mit Fremdenzimmern im ersten Stock mit Damenbedienung und allem östlichen Komfort. Es gäbe sicher gutes Essen bei ihm, vielleicht ein wenig fett, und sehr gutes Bier, das er selbst besonders gern und in großen Quantitäten trinkt.

„Gerechnet habe ich schon als Bub von vier Jahren, das ist eine Begabung, ererbt, mütterlicherseits. Mein Vater konnte nicht rechnen, *der* nicht. Aber mein Großvater war Sprachgelehrter, hat vierundzwanzig Sprachen gesprochen — in Agram in Kroatien. Aufgewachsen bin ich in Ungarn, und darum können



Grossmann

Emanuel Steiner